Die Wand.

Nach einer Erzählung von J. Morton Lewis von Louis Kukol.

Lindström stand hinter einer Kulisse und überwachte die letzte Probe seines Stückes. Am nächsten Montag sollte die Premiere stattfinden. Er hatte bei der schnell heruntergespielten Schlußszene das prachtvolle Spiel der Heldin beobachtet und wandte sich pötzlich an den Freund an seiner Seite:

„Nun, Wernau, wie denkst du darüber?"

„Glänzend! Aber warum in aller Welt hast du es unter einem Pseudonym geschrieben? Kein Mensch wird bei „Heinz Karstens" an „Karl Lindström" denken!"

Ein Schatten huschte über Lindströms Gesicht, und er zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Eine Marotte, alter Junge, oder was du willst." Er schob seinen Arm unter den des Freundes. „Wollen wir eine Tasse Tee zusammen trinken? Hier braucht man mich nicht mehr."

„Schön! Also ins Café, wie gewöhnlich, nicht?"

Lindström nickte, und schnell verließen die beiden Herren das Theater, winkten ein Auto heran und fuhren nach den Linden.

Wernau nahm das dritte Glas; er war ein fanatischer Teetrinker. „Ich hab' über dein Stück nachgedacht. Die Idee ist großartig und doch so einfach, menschlich: Mann und Frau, die sich entzweien, weil sie ihren Beruf nicht aufgeben will. Der Stolz auf beiden Seiten, der fast zwei Menschenleben vernichtet. Wie wahr!

„Ja", stimmte Lindström bei.

„Es werden wohl einige im Theater sitzen, denen es mächtig nahe geht."

„Hoffentlich!" sagte Lindström. „Vielleicht hält es einige davon ab, ihr Leben zu zerstören. Dann hab' ich es wenigstens nicht umsonst geschrieben."

Wernau lachte. „Ein moralisches Stück! Lindström, du bist ein komischer Kerl. Mit fünfunddreißig Jahren hattest du so viel, daß du dich vom Geschäft zurückziehen konntest; dann fingst du an, Dramen zu schreiben, und schließlich zogst du dich drei Jahre lang derart zurück, daß deine Freunde dachten, du wärest tot. Als reicher Mann kamst du wieder zum Vorschein. — Was hast du nun in den drei Jahren gemacht?

„Himmel und Hölle habe ich durchwandert, antwortete Lindström und wechselte dann schnell das Thema.

Erst fünf Stunden später, in der Einsamkeit seiner Wohnung, wiederholte er sich die Frage: „Was habe ich in diesen drei Jahren gemacht?" Und als Antwort lachte er bitter auf.

Am nächsten Tage traf er seinen Freund Wernau wieder. Der Musikkritiker war in tadellosem Frack. Böse Zungen behaupteten, daß sein Geschmack in Modesachen seinen musikalischen Sinn noch überträfe.

„Weißt du, wen ich gestern abend gesehen habe? — Frau Yvonne!"

„Madame Yvonne, die Sängerin?" fragte Lindström, anscheinend gänzlich uninteressiert.

„Ja. Sie ist zur Premiere hierhergekommen. Ich habe ihr erzählt, daß „Die Wand" von einem meiner Freunde geschrieben ist."

„Hast du meinen Namen genannt?"

„Nur dein Pseudonym.

Lindström nickte. „Das freut mich. Ich habe meine Gründe, unerkannt zu bleiben."

„Bis du sicher bist, daß das Stück ein Erfolg ist."

Da Lindström nicht antwortete, glaubte Wernau das Richtige getroffen zu haben. „Ich glaube, du brauchst dir nicht die geringste Sorge machen wegen „Der Wand". Das ist eins von den wenigen Stücken, deren Erfolg schon vor der Premiere gesichert ist."

An demselben Nachmittage saß die Dame, die als Madame Yvonne von der Welt gefeiert wurde, im Wohnzimmer ihres Landhauses in Wannsee. Sie war ermüdet von einem Konzert, in dem sie am frühen Nachmittag mitgewirkt hatte. Eine ihrer wenigen wahren Freundinnen saß ihr gegenüber. Es war eine Schauspielerin, die eben anfing, bekannt zu werden. Madame Yvonne sah plötzlich auf.

„Warum ich heute Schwarz trage, fragtest du? — Weil heute ein Gedenktag ist. Vor fünf Jahren wählte ich zwischen meinem Gatten und meinem Beruf, und seitdem habe ich meine Entscheidung stets bereut."

„Was bereut?" Dabei machte ihre Freundin eine vielsagende Bewegung, die auf den behaglichen Komfort in der Wohnung hinwies.

„Ja", sagte Yvonne. „Das Leben ist so arm. Es fehlt einem der Mann — selbst nach fünf Jahren. Erfolg kann nicht alles ersetzen; du selbst hast ja ähnlich gesprochen."

Die kleine Schauspielerin seufzte. Auch sie hatte, wie so viele, ihre Liebe dem Beruf geopfert.

Madame Yvonne sah in das glimmende Kaminfeuer und sprach vor sich hin: „Aller Erfolg in der Welt kann nicht eines Mannes Liebe ersetzen."

„Dann kehre, doch zu ihm zurück, Liebe."

Yvonne schüttelte den Kopf. „Ich war damals blind. Ich hatte gerade mein erstes größeres Engagement in Händen — das blendete mich. Und da sagte ich Worte, die ein Mann selbst nach fünf Jahren nicht vergeben kann."

„Ich weiß", sagte ihre Freundin leise, „wir sind armselige Geschöpfe, wenn wir alleinstehen. Wenn wir auch scheinbar die Welt erobern, so kann uns doch ein Mann mit seinem kleinen Finger bezwingen. Wir sind zu stolz, es einzugestehen, aber es ist doch die reine Wahrheit."

Als die Freundin gegangen war, saß Madame Yvonne noch lange in ihrem Stuhle vor dem Kamin und ließ die letzten fünf Jahre an ihrem Geist vorüberziehen. Erfolg hatten sie gebracht, rauschenden, glitzernden Triumph, aber — Glück, Zufriedenheit nicht. — Es blieb eine Leere, die kein Erfolg ausfüllen konnte. — —

Die Premier des Stückes „Die Wand" brachte ein ausverkauftes Haus. Lindström erschien einen Augenblick in einer Loge, um einen Blick auf das Publikum zu werfen, dann zog er sich zurück. Ein Murmeln lief durch den Raum. Die Ouvertüre war beendet.

Die Lichter im Zuschauerraum verblaßten, und der Vorhang teilte sich. Madame Yvonne hatte gerade Platz genommen. In der Loge vor sich saßen einige Musikkritiker, die sie mit Namen kannte. Sie lächelte in dem Gedanken daran, wie sie vor diesen Herren früher gezittert hatte.

Dann blickte sie unverwandt nach der Bühne, bis nach dem ersten Akt der Vorhang fiel und in allen Teilen des Hauses ein Beifall einsetzte, der die beste Garantie für den Erfolg des Stückes bot.

Eine klare, einfache Handlung lag dem Stück zugrunde, aber ihr gab es mehr.

Mann und Frau, die sich entzweiten, weil zwischen ihnen als trennende Wand der gegenseitige Stolz stand. Er war Geschäftsmann, dem ihre Kunst gerade gut genug war für eine angenehme Abendunterhaltung. Sie war eine Sängerin, deren höchste Seligkeit war, andere durch ihre glänzende Stimme zu beglücken. Dann, in der Furcht, durch die Geburt eines Kindes ihre Stimme, also das Höchste, was sie besaß, zu verlieren, beschloß sie, auf alle Annehmlichkeiten des Ehelebens zu verzichten und wieder zu werden, was sie war — freie Künstlerin. Im zweiten Akt war die große Szene zwischen dem Ehemann und der Frau, in der er alles aufwendet, um sie zum Bleiben zu bewegen, bis er schließlich, mit ihrem Bild in der Hand, allein auf der Bühne bleibt. Während der Vorhang fällt, zerreißt er es und wirft die Stücke auf den Boden.

Im Zuschauerraum war es totenstill, als der Vorhang herniederrauschte.

Madame Yvonne sah auf ihr Programm, aber der Name Heinz Karstens sagte ihr gar nichts. Und doch waren Worte gefallen, die sie nur zu gut kannte. So hatte sie vor fünf Jahren gesprochen, so hatte ihr Gatte ihr geantwortet. — Sie fragte sich, ob er wohl auch ihr Bild zerrissen hätte; sie wußte, daß er es damals, als sie im Zorn von ihm ging, in der Hand gehalten hatte. —

Endlich kam der Schlußakt. Sie wandte den Blick nicht von der Szene.

Mit packenden Worten war da geschildert, wie Mann und Frau sich nacheinander sehnten, und wie doch der Stolz als trennende Wand zwischen ihnen stad. Endlich auf der Höhe ihres Ruhmes fand sie den Weg zu ihm zurück, der mit offenen Armen auf sie wartete. Langsam fiel der Vorhang bei den Worten der Heldin: „Aller Erfolg der Welt kann uns eines Mannes Liebe nicht ersetzen. — Ich konnte ohne dich nicht leben!"

Brausender Beifall setzte ein, und von allen Teilen des Hauses kam der Ruf: „Autor! Autor! Autor heraus!"

Instinktiv lehnte sich Madame Yvonne über die Brüstung ihrer Loge, als der kleine, schlanke Herr vor dem Vorhang erschien. Im nächsten Augenblick griff sie krampfhaft nach einem Halt, weil das ganze Theater sich plötzlich vor ihr drehte. Heinz Karsten war ihr Gatte unter einem falschen Namen!

Sie sah, wie er sich, mit einem Lächeln auf den Lippen, verbeugte. Sie versuchte, seine Augen auf sich zu lenken, um ihm zu zeigen, daß wenigstens ein Zuhörer sein Stück vollauf verstanden hätte.

Er verbeugte sich nochmals und verschwand hinter der Kulisse. Dann hörte man nichts als das Stimmengewirr und Trampeln der hinausdrängenden Menge.

Im Vestibül und auf der Freitreppe, als sie auf ihren Wagen wartete, hörte sie Worte, die sie vor Stolz erröten ließen.

Madame Yvonne vergaß, daß sie von einigen Bekannten zum Souper eingeladen war, und fuhr direkt nach Hause. Dort ging sie in ihr Wohnzimmer und setzte sich in den Lehnstuhl. Der grauende Morgen fand sie noch in demselben Stuhl vor dem Kamin; sie hatte einen Pelz lose um die Schulter gelegt und sah unentwegt in das glimmende Feuer; ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz. Widerstrebende Gefühle kämpften in ihr — sollte sie ihrem Beruf folgen oder ihrer Liebe? Das Stück, das sie gestern gesehen hatte, mußte eine Botschaft sein, die ihr Mann für sie geschrieben hatte. —

Unentschlossen ging sie endlich zu Bett.

Nach dem Frühstück am anderen Morgen machte sie sorgfältig Toilette; sie wählte das Kleid, das er am meisten geliebt hatte.

Trotz seines Erfolges lebte Karl Lindström recht bescheiden; er bewohnte eine kleine Garçonwohnung.

Lindström las mit großem Eifer die Kritiken über sein Werk. Sie waren gut, das freute ihn. Und doch fühlte er in all seinem Glück eine gewisse Leere.

Er zündete sich gerade eine Zigarre an, als das Mädchen hereinkam. „Eine Dame wünscht Sie zu sprechen!"

„Eine Dame? Nannte sie nicht ihren Namen?"

„Nein."

„Führen Sie sie herein."

Lindström dachte an eine Anfängerin, die schon „ungebührlich lange" auf größere Rollen wartete und ihn nun um seinen Einfluß bitten wollte.

Er erhob sich, als Seidenrauschen vor der halb offenen Tür ihm das Nahen seines Besuches verriet.

Dann, als sie vor ihm stand, entfiel ihm das Blatt Papier, das er in der Hand hielt. Halb unbewußt streckte er beide Hände aus und rief:

„Du, Marie!"

„Ich habe gestern abend dein Stück angesehen", sagte sie langsam.

„Ja". Er hatte ihre Hände in die seinen genommen. Als sie aufsah, las sie in seinen Augen etwas, das ihr das Herz wild schlagen ließ. „Karl", sagte sie, unwillkürlich die Schlußworte des Stückes wiederholend, „aller Erfolg der Welt kann uns eines Mannes Liebe nicht ersetzen. Ich — ich kann ohne dich nicht leben!"

Lindström beugte sich vor und küßte ihre Hand. „Gott sei Dank!", sagte er heiser. „Das waren fünf schwere Jahre — du auf der einen Seite der Wand, ich auf der anderen."

„Aber die Wand ist eingerissen!" sagte sein Weib. „Meine Karriere ist mir gleichgültig, ich werde sie heute noch aufgeben. Ich will dich — dich ganz allein. Ich will wieder nur — deine Frau sein."

Statt einer Antwort nahm er sie aufjauchzend in seine Arme.

General und Chirurg.

Auch Aerzte sind Menschen und können sich, selbst in der Stille ihres Konsultationsraumes, bisweilen irren. Wieviel größer sind die Möglichkeiten irriger Diagnosen und übereilter operativer Eingriffe auf dem Schlachtfelde, wo inmitten des Aufruhrs des Kampfes der Chirurg mit Umsicht oft eine wahrhaft affenhafte Geschwindigkeit verbinden soll und wenig Zeit zu längeren Beobachtungen hat. Solche Umstände erklären auch das eigenartige Abenteuer des russischen Generals Dragomiroff, das dem russischen Feldherrn beinahe seine beiden Beine gekostet hätte. Im russisch-türkischen Kriege führte der General eine Division; bei dem Kampfe am Schipka-Paß wurde er schwer verwundet und sank, von mehreren Kugeln getroffen, besinnungslos zu Boden. Man überführte ihn in das Feldlazarett und hier kam der General wieder zu sich: gerade in dem Augenblicke, als die Aerzte damit beginnen wollten, ihm beide Beine zu amputieren. Dragomiroff wollte lieber sterben als Krüppel werden, er protestierte. aber die Aerzte wollten nicht nachgeben. Wütend zog der General seinen Revolver u. erklärte: „Der erste, der mir mit einem Messer oder einer Säge nahe kommt, wird niedergeschossen." Die Aerzte gaben nach, aber länger als eine Woche hielt der mißtrauische General unausgesetzt den Revolver in den Händen, denn er fürchtete, daß die Chirurgen ihm irgend einen Streich spielen könnten. Nachts mußte sein Bursche mit aufgepflanztem Seitengewehr an seinem Bette Wache halten und niemand heran lassen. Nach ein paar Wochen genas er wirklich und die einzige dauernde Folge seiner Verletzungen machte sich in einem leichten Hinken fühlbar. Aber von diesem Tage an erklärte der bärbeißige General stets, die schlimmsten Feinde der Soldaten seien die Feldchirurgen.

— Herr (nach einer vergeblichen Liebeserklärung): „Bin ich Ihnen denn gar nichts, Fräulein Laura?"

„Oh, doch etwas!"

„Ach sagen Sie mir, was!"

„Na, Wurst sind Sie mir!"

— Verblümt. Frau: „Denken Sie, Herr Lehrer, mein Sohn, den Sie vor zehn Jahren in der Schule gehabt haben, ist heute ins Gefängnis gekommen!"

Lehrer: „Was. . . erst heute?"

Die fromme Lüge.

Skizze von L. Malten.

„Du, Frauchen," sagte der Hauptmann a. D. Fritz von Reden, „ich habe heute einen Marktspaziergang gemacht, um Modelle für mein Stillleben einzukaufen, aber weißt du, Schatz, mit dem Rotkohl kann ich mich nicht befreunden, seine Schattierungen passen mir nicht zu den Pflaumen, und außerdem bekommt das Bild gerade Kohl genug..... Wenn der Vorschuß nicht gezahlt wäre, den wir so nötig brauchten, weiß Gott, ich hätte die Bestellung gar nicht angenommen.... Stillleben ist nicht meine Passion."

Das blonde Frauchen legte die schmalen Hände auf ihres Mannes Schultern und seufzte, während er auf die eine kleine Hand seine Lippen drückte. „Am Ende hat man seinen Säbel doch nicht an die Wand gehängt, um Kohl zu malen!"

„Nein, lieber Schatz, deinen Rock hast du meinetwegen ausgezogen, und das vergesse ich dir nie — nie!" — Und sie küßte ihn ein halbes Dutzend mal. Er legte Palette und Pinsel fort und zog sie sanft auf seinen Schoß.

„Ich hab's noch keine Stunde bereut, wenn ich auch ganz gern Soldat war, und wenn Krieg ausbricht, Schatz, dann natürlich — —"

Sie hielt ihm fest den Mund zu, während ihre Braunaugen voller Wasser standen.

Er nahm ihre Hand fort und lachte.

„Sei doch nicht so ängstlich, Liebling! Wäre mir ja auch blödsinnig unangenehm, aus deinen sorglichen Händen fort zu müssen. Nein, Schatz, sag' bloß, woher hast du deine reizenden Kochkenntnisse — wie du diese Frühstücksbrötchen wieder zurechtgezaubert hast — prachtvoll!"

Er holte sich eines der hübsch arrangierten bunten Schnittchen herüber und biß hinein. Sie goß ihm die Suppe in die Tasse und aß mit. Es ging knapp zu bei dem jungen Paar. Seine Pension langte gerade zur Miete und zum Lohn für das kleine Dienstmädchen. Kochen mußte die junge Frau selbst, denn die Magd hatte noch keine Ahnung vom Garsein einer Kartoffel, geschweige von all den anderen Dingen, die zu einer Mahlzeit nötig waren. Worauf würde Fritz nun heute wieder verfallen? Bis jetzt hatte sie sich mit Koteletten, Klopsen, Schnitzel und dazwischen Bouillonkartoffeln, die er sehr gern aß, durchgeschwindelt. Bratkartoffeln und dicker Reis bildeten die Zwischengerichte, und junges Gemüse wurde in Salzwasser gar gekocht und mit frischer Butter genossen. Das war einfach, und Fritz hatte es so angeordnet. Es war bis heute recht gut gegangen. Nur daß Rose jeden Tag Herzklopfen bekam, wenn die Essensfrage — angeschnitten wurde. Denn die junge Frau, die die Wahrhaftigkeit in Person war, hatte eine Lüge auf dem Gewissen....

„Reselchen, den Rotkohl könntest du doch bildschön heute mittag zubereiten," rief da Fritz in ihre stillen Betrachtungen hinein und schob ihr das glänzende, blaurote Corpus delicti wie eine Kegelkugel über den Maltisch. Sie blickte es an, als sähe sie dieses Mysterium zum erstenmal in ihrem Leben.

„Na," lachte Fritz, „du bist wohl ganz begeistert, daß ich dir die schwierigste Frage des Tages wieder einmal löse?"

„Freilich," log sie tapfer und wog mit ihren kleinen Händen den ominösen Blaukopf, während sie überlegte, wie lange das dicke Ding wohl kochen würde, bis es gar sein konnte. Sie entsann sich plötzlich, daß man in ihrem Elternhause einen blauroten Kohlbrei auf den Tisch gebracht hatte, aber wie er zu dieser Anschaulichkeit in der Schüssel gelangt war....

„Schatz, träumst du?" rief Fritz, und sie schreckte wirklich wie aus einer tiefen Versunkenheit empor. „Mir scheint, mein Frauchen muß das Mädel draußen instruieren wegen des Kohls, sonst bekommen wir nichts zu Mittag."

„Wollen wir denn nur Kohl essen, Fritz?"

Er lachte hell auf. „Nee, Liebling. Rotkohl mit Ente, das ist mein Fall!"

„Allmächtiger!"

„Wieso denn?"

„Ich meinte nur — so teuer!"

„Ach, Unsinn! Hier hast du einen nagelneuen Fuchs, Schatz.... Es ist 11 Uhr, sei lieb, geh vor zum Markt und kaufe uns einen Vogel. Die Martha soll aber mitgehen, ich habe es nicht gern, daß die Kameradenfrauen dich bepackt mit Viktualien durch die Straßen ziehen sehen."

„Ach, Liebster, dann werden wir heute aber spät zu essen bekommen."

„Schad't nichts, ich warte. Der Genuß lohnt's."

Sie warf ihm einen Blick zu, der ebenso gut eine Bejahung seiner Hoffnungen wie das Gegenteil ausdrücken konnte. Dann nahm sie den ominösen Kohlkopf in den Arm und verschwand hinter dem Gobelin, der die Privatwohnung vom Atelier trennte. Sie bestand nur aus drei mittelgroßen Räumen und dem Mädchenkämmerchen Draußen, während Martha eine reine Schürze vorband, überlegte Rose, ob sie von dem Goldfuchs wohl schnell noch ein Kochbuch erstehen sollte in der Buchhandlung; obgleich ihre Mutter immer behauptet hatte, daß die bewährten Kochkünstlerinnen immer nur an einen Aufwand von zwölf Personen gedacht hätten . . . sie konnte aus den Kochbüchern nicht kochen . . . und nun sollte es Rose können! . . .

Sie ließ den Plan fallen, setzte ihr Hütchen auf und zog die Dänen über ihre schlanken Hände. Mutter hatte gut reden, sie hatte eine Köchin gehabt. Aber als Vater schnell starb, war sie mit Rose in eine Pension gezogen. Rose hatte Klavierstunden gegeben, um ihre Kleider zu verdienen und war nach der Mutter raschem Tode als Erzieherin zu Fritzens Schwester gekommen, wo ihre Stellung als Braut gar nicht mehr erquicklich war. Also schnell heiraten. Ja, so war es gekommen, daß das arme Frauchen gänzlich unvorbereitet in die Ehe kam. Sollte sie dem braven Mann, der sie aus der Armut zog, nun noch mit ihren Unkenntnissen das Leben schwer machen? ...Nein, sie wollte sich schon heraushelfen. Wenn nur die hämischen Gesichter nicht gewesen wären bei den superklugen Leuten, dann hätte sie einfach gefragt. Aber so . . . Es klingelte.

„Ach Rose, wolltest du ausgehen?"

Es war die Schwägerin, Fritzens Schwester. Ihr Mann war Major im Regiment, dem auch Fritz angehört hatte. „Ich wollte euch gerade bitten, ob ihr nicht heute bei uns essen wolltet. Rittmeisters haben wieder abgesagt, sie sind so unsichere Kantonisten. Ihr habt doch nichts vor?"

Sie waren in die Küche getreten, wo Martha noch am Feuer schürte, daß es nicht ausginge, bis sie wiederkam.

„Dein Rotkohl ist ja noch nicht einmal geschnitten", sagte die Majorin. „Und bis er abgebrüht und geschmort ist, das dauert mindestens drei Stunden. Liebes Roselchen, dann eßt ihr kaum vor drei Uhr, wenn du jetzt noch Einkäufe machen willst. Sei gescheit und lege den blauen Kerl in den Keller. Was wolltest du denn noch?"

„Fritz wollte Ente zum Rotkohl essen!"

„Ente... Und jetzt ist's ½12 Uhr! Menschen! Der Piepmatz muß doch noch gerupft und ausgenommen werden, ganz abgesehen davon, daß Geflügel eigentlich noch eine Stunde lüften soll, bevor man es auf das Feuer setzt. Und denke bloß, Kind, wie willst du das noch alles bewerkstelligen bis zur Tischzeit!"

„Ach, deswegen" . . .

„Deswegen! — Das nimm nur nicht leicht. Die Männer können sehr ungemütlich werden, wenn sie aufs Essen warten müssen. Glücklicherweise habe ich gute Nerven — aber mitunter zieh'n die Gewitter sich mehrfach zusammen, weißt du. Uebrigens — du — Rotkohl bekommt ihr bei uns auch... sogar mit Wein gekocht, aber wenn ich sparsam bin, geht's auch mit Zitrone und Aepfein. Aber jetzt geh' ich zu Fritz, Menschenkind, und bearbeite ihn. Kommen müßt ihr! Dein Rotkohl kann überwintern — so lange hält er sich, sag' ich dir. Also keine Ausreden. An Stelle der Ente gibt's Rehbraten. Fritz ist am Ende auch kein Kostverächter."

Sie verschwand im Atelier, und Rose hörte sie das Menü herunterschwatzen. Indessen huschte sie an ihren Schreibfach. Während die Geschwister drüben plauderten, schrieb sie geläufig ein Stenogramm. „So... das Uebrige werd' ich ihr noch ablauschen", lachte die kleine Frau, klappte das Buch zu und schob es wieder an seinen geheimen Ort. Dann ging sie hinüber ins Atelier; Fritz war einverstanden. Sie wollten kommen. Die Majorin, die schon ein wenig behäbig war und ein paar silberne Fäden im braunen Scheitel hatte, rauschte hinaus. Seitdem sie die unabänderliche Tatsache von ihres Bruders Heirat begriffen hatte, war sie sehr menschlich zu Rose.... Besonders um ihrer häuslichen Tugenden willen.

„Denke dir — die Rose!" rief sie ihrem Manne in sein Arbeitszimmer hinein, als sie heimgekehrt war. — „Sie stand in der Küche und wollte gerade Ente mit Rotkohl zubereiten ...das kleine Dummchen. Und hier wußte sie nicht, wann das Wasser kocht."

„Was man aus Liebe tut" — trällerte der Major. „Aber die Hauptsache: Kommen sie denn?"

„Natürlich kommen sie."

* * *

Die Jahre gingen hin. Fritz von Reden braucht nicht mehr auf Vorschuß zu malen. Seine Bilder sind begehrt. In harmonischer Ehe mit seiner klugen Rose ist seine Kunst reif geworden und geläutert. Und Rose . . . Sie ist Mutter eines Sohnes, der bereits im Kadettenkorps steckt. Ein frischer Bursche, rechtes Soldatenblut. Und seines Königs brauster Rockträger. Roses Tochter ist schon siebzehn Jahre — und während ihr Fritz nach Weimar zu einer Künstlerversammlung reiste, sitzt sie still an einem Winterabend mit ihrem Kinde unter der Lampe.

„Siehst du, Hela — das ist mein größter Schatz geworden . . . wertvoller als all die schönen Schmucksachen, mit denen Vater so reichlich mich bedacht hat. Und dir soll's ein liebes Erbe werden, wenn ich einmal nicht mehr bin." . . .

„Mutti!" . . .

„Ach, Kind — sei nicht sentimental. Den Weg geh'n wir alle. Aber wenn du dann allein bist, dann sollst du es begreifen lernen, wie notwendig es ist, daß eine Frau vom Leben etwas weiß. Sieh' her. Hier hab' ich vom ersten Tage meiner Ehe an gebucht — wie ich's Kochen lernte. Denn bei uns war Schmalhans Küchenmeister. Nur dann und wann kamen mal goldene Stunden, wo wir's uns üppiger machten. Merk' dir, Kind, kochen, das ist gerade so ein Studium wie die Sprachen, wie die Musik und andere Wissenschaften. Je tiefer du hineingeräthst, desto schwerer wird das Studium . . . aber auch um so größere Vorteile und Feinheiten erlernst du dabei."

„Beim Kochen?" . . . sagte die Kleine ungläubig.

„Jawohl — beim Kochen . . . Nimm's nur so ernst wie alles andere, mein Kleines, denn daran hängt viel."

„Und die ganzen drei dicken Bücher hast du vollgeschrieben, Mutti — alles vom Kochen?"

Frau Rose lachte. „Nicht alles, Kind. Meine kleinen Freuden und Tränen stehen auch dabei.... Du könntest es gut „Das Küchentagebuch deiner Mutter" nennen. Denn ich schrieb hinein, was ich erhaschte, ich lernte kochen — nicht aus Büchern oder in einer Kochschule. Mit den Ohren lernte ich's, mit der Zunge und den Augen. Und schließlich gab ich meine Schätze weiter. Frag' nur die Martha draußen, die nun zwanzig Jahre bei uns Haus hält. Und doch gab's eine Zeit, wo ich nicht wußte: Kocht man den Rotkohl ganz oder geviertelt?"

Hela wollte noch vieles fragen. Aber da stand einer im Rahmen der Tür und sagte: „Guten Abend!"

„Vater!" —

„Fritz!" —

Die kleine verschwand mit ihrem Bücherschatz unterm Arm im Nebenzimmer, während der Vater ihr stumm nachsah.

Frau Rose sah ihn an .... Hatte er ihr Bekenntnis noch gehört — oder war er später eingetreten? . . . Er schlang den Arm um ihre Schulter und sagte leise: „Welche Lasten hast du von mir ferngehalten! Wie treu hast du gesorgt, daß die Not von unserer Schwelle floh!" . . .

„Und habe dich doch belogen — indem ich dich glauben machte, daß ich eine tüchtige Hausfrau sei."

Er lächelte still und strich über ihre klare Stirn.

„Du liebe Sünderin! Eben das danke ich dir, ich hätte schwerlich solch ruhevolle Schaffenszeit gehabt in unserer glücklichen Ehe, wenn du mir nicht die kleinen Sorgen ferngehalten hättest . . . du tapferer Kamerad! Gesegnet sei deine Lüge — denn sie war fromm!"

Gefiederter Sonderling.

Ein Sonderling in der Vogelwelt ist der Kreuzschnabel, der im tiefsten Winter, meist um die Weihnachtszeit, brütet. Der Kreuzschnabel gehörte wegen seiner rötlichen Farbe zu dem germanischen rotbärtigen Donnergott Tor, dessen Hammer oder Rune sein Schnabel vorgestellt haben mag. Er gilt deshalb in Thüringen als blitzabwehrend und wird gern im Käfig gehalten. Die Bewohner der Alpenländer halten gleichfalls gerne Kreuzschnäbel im Zimmer, weil er „die Krankheiten an sich zieht". So heilt er u. a. Gicht und Reißen (d. h. er nimmt die genannten Leiden des Patienten auf sich) und wer das Reißen hat, muß acht Tage lang früh nüchtern in des Vogels Näpfchen spucken und so die Krankheit auf den Vogel übertragen. (Aberglauben im Vogtland.) Die rechtsgeschnäbelten Vögel sollen in Männer-, die linksgeschnäbelten in Frauenkrankheiten helfen. Die Teilung rechts ist gleich männlich und links ist gleich weiblich, ist altes und internationales Vorstellungsgut.

Der Kreuzschnabel im Käfig begleitet alle Leute, deren Handwerksbetrieb das Herumwandern erfordert, und schützt sie gegen Beherung und den Genuß schädlichen Wassers. Nach einer christlichen Legende sollen die Kreuzschnäbel versucht haben, dem am Kreuze hängenden Christus die Nägel aus den Wundmalen zu ziehen, und zum Andenken daran ihren gekrümmten Schnabel erhalten haben.

Aeltere deutsche Namen des Kreuzschnabels sind Krinitz, Krinis, Grims und Grünitz. Diese Wortformen gehen auf das slavische „krivonos", d. h. Krummschnabel, zurück. Die Wortform Grünitz lehnt sich an das deutsche Wort „Grün" an, wobei an das Grün der Tannen gedacht sein mag, wo der Vogel seine Tannenzapfen, deren Same ihm zur Nahrung dient, holt.

— In den Flitterwochen. „Du süßes Mäuschen, Du hast so einen kleinen Mund, daß ich von einem Kuß zu wenig habe!"